
Das Schachmodell der Koordination und sein Scheitern

2

Wie kann man sich der Problematik eines sozialen Zusammenhangs nähern? Intuitiv wie theoretisch gut erschlossen ist das Phänomen der Sprache. Sie ist vielleicht das vielseitigste und zugleich präziseste Medium, um mit anderen zu *interagieren*, ob im Streit oder kooperativ, um Elemente einer *gemeinsamen Welt* festzuschreiben (etwa im Recht oder in der Wissenschaft) oder um für sich selbst und für andere *individuelle* Ansichten, Ziele oder Gefühle auszudrücken oder wenigstens anzudeuten. Sprache verbindet also alle drei Dimensionen eines sozialen Zusammenhangs. Sie ermöglicht ein sprachliches Handeln, das soziale Realität erzeugt, verändert oder stützt (Malinowski 1923; Austin 1975; Butler 1997). Da es zumeist jeweils ein Individuum ist, das spricht (oder schreibt), erscheinen Individuen unter dem Aspekt der Sprache wie die Fluchtpunkte von Interaktion und gemeinsamen Welten. Andererseits bildet eine Sprache selber eine gemeinsame Welt, in die jeder erst hineinwachsen muss, vornehmlich gelenkt durch Interaktion, bevor er selber sprechen kann. Insofern erscheint Sprache umgekehrt als Fluchtpunkt der Individuen. Während Sprache auf die Tätigkeit des individuellen Sprechens verweist, ist Individualität umgekehrt sogar als artikuliert durch eine „innere Sprachform“ beschrieben worden (Humboldt 2002), die eng mit der jeweiligen Muttersprache zusammenhängt und so eine „linguistische Relativität“ (Gumperz und Levinson 1996) des individuellen Handelns, Denkens und Wahrnehmens bedingt.

In den verschiedensten Analysen tritt Sprache als erklärendes Prinzip des Sozialen auf. Besonders aufschlussreich für die weitere Argumentation in der vorliegenden Arbeit wird ein Modell sein, in dem Sprache als ein öffentlicher ‚Raum‘ gilt, der zugleich die Koordination und die Vielfalt in einem sozialen Zusammenhang erklären soll. In der einflussreichen Version, die John Searle (1969; 1983; 2010) und Jürgen Habermas (1988d; 1997; 2001) bei allen sonstigen Unterschieden ihrer Ansätze weitgehend teilen, wird dieses ‚Schachmodell‘ der Koordination im folgenden Kapitel mit Blick auf das hier gestellte Problem herauspräpariert und geprüft. Da das Modell auf Idealisierungen beruht, die trotz ihres zugestandenen

Abweichens von der empirischen Wirklichkeit als theoretisch notwendig behauptet werden, erfolgt seine Prüfung ebenfalls auf theoretischer Ebene. Dabei wird sich das Schachmodell als unhaltbar erweisen, weil es seine Zielsetzung verfehlt. Die Pointe dieses Kapitels liegt aber nicht in der Widerlegung, sondern zum einen in jenen Intuitionen des Schachmodells, an denen man festhalten sollte, zum anderen in den positiven Schlüssen, die man aus der Art seines Scheiterns ziehen kann. Die so gewonnenen Forderungen bilden den Ausgangspunkt für den Rest der Arbeit.

2.1 Das Schachmodell der Koordination

Das folgende Teilkapitel arbeitet das ‚Schachmodell‘ der Koordination in seiner Grundintuition, seiner theoretischen Zielsetzung und in einer engeren und weiteren Version heraus. Wichtig ist dabei der bewusst idealisierende Charakter, der das Schachmodell aufrechterhält, obwohl seine erhebliche Abweichung vom empirischen Sprachgebrauch früh und umfassend nachgewiesen und auch zugestanden wurde. Mit Blick auf die im nächsten Teilkapitel zu unternehmende Prüfung wird das Modell auf zwei Kernthesen zugeschnitten, und das Kriterium für seinen Erfolg oder Misserfolg wird formuliert.

2.1.1 Die Grundintuition: Sprache als öffentlicher Raum von Regeln

Ein Grund für die sozialtheoretische Bedeutung von Sprache liegt darin, dass Sprache wie ein Forum, wie ein öffentlicher Raum erscheint, in dem wir mit gemeinsamen Mitteln Klarheit und Verbindlichkeit erzeugen. Auf dem Gebiet der Sprache treffen sich die drei Dimensionen eines sozialen Zusammenhangs: Individuen können einander mit Hilfe der Sprache interaktiv ihre Perspektiven darlegen und sich dabei auf gemeinsame Welten beziehen. Darauf kann man die sozialtheoretische Hypothese aufbauen, dass die grundsätzliche und laufende Koordination aller drei Dimensionen von der Sprache geleistet wird. Eine Sprache trägt demnach Strukturen einer gemeinsamen Welt, die explizit oder implizit sprachlich geformt sind (Searle 2010), sie ermöglicht einen weitgehend reibungslosen und selbstverständlichen sozialen Umgang im Alltag, und sie stellt den Individuen in Aussicht, bei Bedarf selbst grundlegende Differenzen streitbar und ergebnisoffen zu diskutieren und dabei trotzdem die Ansprüche und Behauptungen der jeweils anderen dem Inhalt nach zu verstehen (Habermas 1988d).

Wie ist die metaphorische Rede von einem öffentlichen ‚Raum‘ der Sprache gemeint? Wenn Sprache individuelle Perspektiven auch in neuen Situationen so koordinieren soll, dass unterschiedliche Ansprüche sich auch der Gegenseite verständlich machen können, dann muss sie sprachliche Zeichen und deren Sinn (Gebrauch, Bedeutung oder Wirkung)⁹ in einer Weise miteinander verbinden, die sich nicht je nach Situation und Person verändert. Was man jeweils mit diesen oder jenen Worten macht, muss sich an Standards messen, die zum einen über die Zeit stabil bleiben und zum anderen für verschiedene Individuen in gleicher Weise gelten. Der ‚Raum‘ einer Sprache verteilt die Individuen nicht auf Eisschollen im Seegang, sondern er bildet einen festen Boden mit festen Wänden, einen umgrenzten Ort, an dem sich verschiedene Menschen umherbewegen und treffen und in den manchmal Besucher von außen eintreten. Die Raummetaphorik erinnert an Leibniz’ Bild der gemeinsamen Stadt, die von verschiedenen Punkten aus nur verschieden aussieht (Leibniz 1998: § 57).

Nun sind die genannten Merkmale – Standards über konkrete Situationen hinaus, hohe zeitliche Stabilität, breite Geltung für eine größere Zahl von Individuen, Begrenzung nach außen bei Offenheit für den Zutritt Dritter – genau die Merkmale, die intuitiv eine gemeinsame Welt sowohl von den individuellen Perspektiven als auch von interaktiven Öffentlichkeiten abgrenzen (1.1.1). Wer Sprache in dieser Weise als erklärendes Prinzip sozialer Zusammenhänge nutzt, ordnet sie also in Form von „übersubjektiven Sprachstrukturen“ (Habermas 1988a: 82) der Dimension der gemeinsamen Welt zu, für die ja in der Tat Sprache wichtige Rollen zu spielen scheint. Damit betreibt man noch keinen Reduktionismus, solange man zeigen kann, wie die sprachliche Ordnung einer gemeinsamen Welt auch individuelle Perspektiven und Interaktionsprozesse einbeziehen und verbinden kann. Das wird zu prüfen sein.

Bevor wir das Modell, auf das eine solche Analyse zusteuert, prüfen können, muss es allerdings weiter präzisiert werden. Ein häufig gezogener Vergleich ist der zwischen Sprache und einem Spiel, genauer gesagt, dem Schachspiel (Searle 1969: 34-42; Habermas 2001: 73, Searle 2010: 10, 13).¹⁰ Der ‚Raum‘ der Sprache wird hier

9 Den Ausdruck ‚Sinn‘ (dazu genauer 2.1.3 unten) verwende ich in diesem Kapitel noch nicht terminologisch, sondern alltagssprachlich.

10 Der Schachvergleich ist facettenreich, wie z. B. seine Verwendung bei Ferdinand de Saussure, Ludwig Wittgenstein oder Gilbert Ryle zeigt, die *nicht* das hier beschriebene ‚Schachmodell‘ vertreten. Mir geht es um eine eng gefasste Verwendung des Vergleiches, die man insbesondere bei John Searle findet (zu den unterschiedlichen Schachvergleichen dieser Autoren Wunderli 1982a; 1982b). Sybille Krämer (2001: 10ff.) unterscheidet in einer ähnlich gelagerten Abgrenzung ein „Zwei-Welten-Modell“ von einem „Performanz-Modell“.

zum Spielfeld, auf dem verschiedene Spieler – wie in den Redezügen einer Diskussion – mit ihren Figuren abwechselnd eigene Züge machen und fremde Züge beobachten. Was das Schachspiel zum Schachspiel macht ist sein Regelwerk, das, ähnlich einem Wörterbuch samt Grammatik, verschiedene Felder, Figuren, Konstellationen und Abfolgen unterscheidet und ihnen Funktionen oder Gebrauchsmöglichkeiten zuweist. Die Regeln unterscheiden das Schach von Spielen, die aus anderen Regeln bestehen, wie Dame, Roulette oder Personenraten. Erst recht unterscheiden sie es von Spielen, die gar keine ‚Regeln‘ im gleichen Sinn haben, etwa vom Sandburgbau oder kindlichen Rollenspielen. Der Regelapparat macht das Schach zu einer kleinen gemeinsamen Welt, in die beliebige Individuen, persönliche Freunde oder Feinde, Profis oder Novizen sich begeben können. Auch unbeteiligte Dritte können zusehen, aber nur wenn sie die Schachregeln kennen, können sie die Partie wirklich verfolgen, also beurteilen, was hier geschieht, welchen Sinn ein Zug hat, was überhaupt ein Zug ist und welche Bewegungen oder Geräusche (z. B. die Ansage ‚J’adoube‘) mit zum Spiel gehören. Zentral für die Koordination von Spielenden oder Zuschauern sind also die Regeln. Diese Wirkung können die Regeln im Sinn des Modells aber nur tun, solange sie sich nicht mit der Zeit verändern (zum mindesten nicht innerhalb einer Partie) und solange sie in dieser Zeit von den beteiligten Individuen gleichermaßen beherrscht, akzeptiert und in gleicher Weise angewandt werden.

Das so aufgefasste Schachspiel dient als Modell für ein Verständnis von Sprache, das ich als ‚Schachmodell‘ bezeichnen werde. John Searle (1969: 48) nutzt den Schachvergleich, um zu argumentieren, eine Koordination von Sprechern und Hörern sei nur dann möglich, wenn feste, gemeinsame Regeln die jeweilige Funktion oder Bedeutung der geäußerten Sätze festlegten. Ein „Sprechakt“ in Searles Sinn ist ein Zug im Sprach-Schach und wird von den Regeln der Sprache definiert. Die Regeln ordnen oder lenken das Handeln dabei nicht bloß, sondern sie ermöglichen es erst, denn für den Gebrauch einer Sprache wie für das Schachspielen sind bestimmte Regeln „konstitutiv“. ¹¹ Die Sprecher einer Sprache gleichen Schachspielern, die die Regeln im Gebrauch erlernt haben und nun implizit beherrschen, während die Sprachphilosophin sie zu explizieren hat (ebd.: 54f.).

In direkter Fortentwicklung von Searles Ansatz beruht das „kommunikative Handeln“ bei Jürgen Habermas darauf, dass verschiedene Individuen stabile Sprachregeln in gleicher Weise verwenden. Für alle „Geltungsansprüche“, die in der Kommunikation erhoben werden, ist die „Verständlichkeit“ der Äußerungen eine Vorbedingung; sie kann nicht selbst zu den Geltungsansprüchen zählen

11 Vgl. Habermas 2001: 73 mit dem Schachvergleich. Die Unterscheidung „konstitutiver“ von „regulativen“ Regeln übernimmt Habermas von Searle (vgl. Searle 2010: 10, ebenfalls mit dem Schachvergleich).

(Habermas 1984: 139). Denn einen Anspruch, den man nicht versteht, kann man weder bestätigen noch zurückweisen. Verständlichkeit wiederum setzt voraus, dass alle über genau dieselben Regeln für Gebrauch und Bedeutung der Sprache verfügen,¹² dass es also zeitlich feste und sozial geteilte Regeln gibt. Die „Identität der Regel“ und die „Intersubjektivität ihrer Geltung“ gehören im Schachmodell zusammen (Habermas 1997: 33). Die Regel liefert eine „*allgemeine*, in der Vielfalt der Verwendungskontexte für alle Beteiligten *identische* Bedeutung“ (Habermas 2001: 52). Das Schachmodell ist zwar um einiges raffinierter als hier dargestellt und soll im Folgenden weiter differenziert werden, aber sein Grundmotiv sind zeitlich stabil und sozial uniform geltende Regeln, durch die sich Individuen, Interaktion und gemeinsame Welt koordinieren.

Falls das Schachmodell sich durchhalten ließe, würden wir mit ihm einiges gewinnen. Denn in mehreren Hinsichten stellt es eine einfache und elegante Lösung für die Problemstellung dieser Arbeit in Aussicht. Sprache soll die drei Dimensionen eines sozialen Zusammenhangs in ein Verhältnis setzen, das ihre laufende Koordination ebenso wie ihre Trennung ermöglicht. Die gemeinsame Welt enthält dem Modell zufolge zeitlich stabile und sozial uniforme Sprach-Regeln, die auch Individuen und Interaktion grundsätzlich und in konkreten Situationen in Übereinstimmung bringen. Neben dem sprachlichen Regelapparat könnte eine gemeinsame Welt weitere, kulturelle oder natürliche Bezirke umfassen, die zwar nicht unmittelbar aus der Sprache hervorgehen, die aber doch sprachlich artikuliert werden können. Zugleich scheint das Modell auch für die beiden anderen Dimensionen entgegen dem ersten Anschein recht offen. Trotz der zeitlich stabilen Regeln erlaubt es nämlich ein flexibles und kreatives Interagieren, und trotz der sozialen Uniformität dieser Regeln stellt es die Vielfalt individueller Perspektivität in ihrer ganzen Breite frei.

Der Schachvergleich weist auf, dass das Modell diese Freistellung von Individuen und Interaktion sogar gerade *durch* die Vorgabe fester und verbindlicher Strukturen leistet. Eine Schachpartie ist kein Ritual: Die Regeln erlauben erstens eine Vielzahl äußerst verschiedener Spielverläufe, unendlich viele sogar. Die Gesamtheit der Schachregeln ist den Spielern vorgegeben, aber wie sie spielen und warum, steht ihnen frei. Zweitens gelten die Regeln unabhängig von den Rahmenbedingungen. Schach kann man an den unmöglichsten Orten spielen, nackt oder verkleidet, gut gelaunt, verbissen oder betrunken, zum Zeitvertreib, zum Gelderwerb, um

12 Vgl. dazu (kritisch) Schneider 1994: 190ff. Im „kommunikativen Handeln“, bestimmt als „diejenigen sozialen Interaktionen, für die der verständigungsorientierte Gebrauch der Sprache eine handlungskoordinierende Rolle übernimmt“ (Habermas 2001: 50), sind Koordination, „Verständigung“ und „einer Regel folgen“ (ebd.: 66) untrennbar verbunden. Habermas verwendet den Schachvergleich allerdings sparsamer als Searle.

den Gegner zu demütigen oder abzulenken und so weiter. Man kann auch die Figuren durch Kronkorken oder Menschen ersetzen oder (beim Blindschach) ganz weglassen. Doch immer lässt sich mit Hilfe der Regeln beurteilen (und in Schachnotation vollständig festhalten), wer hier was für einen Zug gemacht hat und wie die Partie verlief.

Übertragen auf Sprache hieße das: Erstens gibt das System der Regeln den Sprechern der Sprache eine „Kompetenz“ zum „Generieren“ neuer Äußerungen an die Hand, wie Habermas (1971) es mit Noam Chomsky (1965) ausdrückt, einem wichtigen Impulsgeber (wenn auch nicht Vertreter) des Schachmodells.¹³ Mit den stabilen und sozial uniformen Programmen einer Grammatik, Semantik und „Formalpragmatik“ (Habermas) können unbegrenzt viele Individuen unendlich viele verschiedene Sätze bauen und sie sinnvoll auf verschiedenste Situationen anwenden, ohne – so die Hypothese – das System und dessen koordinierende Kraft zu verlassen. Gerade die Starrheit der Regeln ermöglicht ihren enorm produktiven Einsatz. Wie beim Schachspiel liegt in der Dynamik und Vielfalt der möglichen Verläufe gerade die Pointe der Regeln. Sprechende Wesen können daher auch unbekannten Situationen und neuartigem Ausdrucksbedarf begegnen und trotzdem grundsätzlich füreinander verständlich bleiben.

Zweitens könnte sich eine solche Produktivität sprachlicher Regulierung – immer dem Schachmodell zufolge – im Prinzip unabhängig von den sonstigen Rahmenbedingungen entfalten. Was auch immer die Individuen, die die Regeln beherrschen und benutzen, ansonsten tun, denken oder fühlen, egal ob sie ihre Aussagen schreien oder flüstern, notieren, drucken oder telefonisch übermitteln, unabhängig auch davon, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen oder welche Strategien und Hintergedanken sie mit ihrer Sprachproduktion verfolgen – stets ordnen die Sprachregeln ihren Aussagen, wenigstens an der Oberfläche oder im Kern, einen ganz bestimmten Sinn zu, auf den man ihre Urheber notfalls festlegen kann. Ansonsten vollkommen verschiedene Individuen können ihre Perspektiven und ihr Verhalten zu einem gewissen Grad koordinieren, wenn sie über Sprachregeln als Teil ihrer gemeinsamen Welt verfügen, sogar wenn sie erbittert – aber eben: mit Worten – streiten. Es ist demnach die feste Bindung an die gemeinsame Welt der Sprache, die in einem sozialen Zusammenhang Individualität und Interaktion in

13 Chomsky liefert dem Modell Argumente und Begriffe, beschränkt jedoch dessen Reichweite auf die Syntax und seine koordinierende Leistung auf den Spracherwerb. Habermas liest Chomsky von Searle her.

weitgehende Freiheit entlässt.¹⁴ In gewisser Weise schließt das Modell die Fülle und Dynamik sozialer Zusammenhänge also ein, indem es sie ausschließt.

Ein seltener Vorzug des Schachmodells ist seine Verknüpfung von Alltagsintuition und Wissenschaft: Es lässt sich zum einen fast nahtlos an alltägliche Vorstellungen von Sprache anbinden und kommt zum anderen methodologischen Forderungen nach sparsamen und mit quasi naturwissenschaftlicher und logischer Strenge ausgeführten Theorien sehr entgegen. Einerseits klingt die Vorstellung von Sprache als einem öffentlichen ‚Raum‘, in dem wir uns durch den Austausch klar abgegrenzter und im Kern verständlicher Beiträge miteinander auseinandersetzen, aus unserer täglichen Praxis heraus durchaus überzeugend. Dafür, dass diesen Raum zeitlich stabile und sozial uniforme Regeln bilden, spricht vieles: Tag für Tag sprechen wir mit selbstverständlicher und gedankenloser Routine, und mit gleicher Routine verstehen wir Gesprochenes oder Geschriebenes. Wir erklären, wie ‚man‘ ein Wort oder einen Satz gebraucht oder was sie bedeuten. Wir verfassen und benutzen Wörterbücher und Grammatiken und lernen in der Schule Fremdsprachen auf systematische Art. Andererseits erlaubt das Postulat fester und überindividueller Regeln es, das Modell bei seiner genaueren theoretischen Ausführung und empirischen Anwendung in einer Weise zu formalisieren und zu operationalisieren, die im Prinzip allen Wünschen nach Nomothese und *hard science* gerecht wird – und dies, indem man die Begriffe und Aussagen der Theorie unmittelbar ihrem Gegenstand abliest, nämlich dem alltäglichen Sprachgebrauch mit seiner impliziten Regulierung. Soweit jedenfalls die Intuition, die dem Modell zugrunde liegt.

2.1.2 Das Gerüst der Idealisierungen und die Erweiterung zur „Lebenswelt“

Das Modell hat klare Schwächen. Sprachen verändern sich historisch und mit den Moden, sie differenzieren sich regional, schicht- und altersspezifisch und sogar nach Kleingruppen merklich aus und sind nicht einmal als Einzelsprachen durch sonderlich klare Grenzen voneinander zu trennen. Zudem enthält unser alltäglicher Sprachgebrauch nicht nur einiges an Fehlern und Idiosynkrasien, sondern

14 Diese Pointe zeigt sich auch bei Niklas Luhmann: Er schreibt fixen oder wiederholbaren Konfigurationen, vor allem der Sprache (insbesondere der geschriebenen) und weiter gefassten „Semantiken“ (Luhmann 1980; 1998: 107f.) sowie in Kunstwerke eingelassenen „Formen“ (Luhmann 1995b: 124-129) Bindewirkungen zu, die vor allem den individuellen Perspektiven maximale Freiräume lassen. Zwar hat Luhmann den „Riesenexkurs“ (Luhmann 1998: 112) einer detaillierten Sprachtheorie zeitlebens vermieden, aber man könnte vermuten, dass er eine Art Schachmodell im Sinn hatte.

auch ‚uneigentliche‘ Verwendungen, etwa indirekte, bildliche, spielerische oder ironische Redeweisen. Mit anderen Worten: Das Konstrukt zeitlich stabiler und sozial uniformer Regeln, die für alle Sprecher einer Sprache gelten und immer gleich angewandt werden, kommt in der Realität gar nicht vor (Malinowski 1923; Schütz 2003a: 60-67; Davidson 1986; Knoblauch 1995: 34-37, 100ff.; Gebauer 2009). Nur ist das Schachmodell eben ein *Modell* der Sprache. Wie Wörterbücher oder Lerngrammatiken vieles vereinfachen müssen, um ihre praktischen Zwecke zu erfüllen, so vielleicht auch ein Sprachmodell, das theoretische Zwecke verfolgt. Das Schachmodell dient dem Ziel einer theoretischen Analyse, die erfassen soll, wie Sprache soziale Zusammenhänge verklammert. Es soll also die „Koordinationsleistungen von Sprechhandlungen“ (Habermas 1988d: 401) erklären. Regeln schlagen eine „Brücke“ (Searle 1969: 48) zwischen individuellen Sprechern und Hörern, und sie ermöglichen es Säuglingen, in Windeseile und praktisch ohne explizite Unterweisung ihre Muttersprache zu erlernen (Chomsky 1965).

Solange kein anderes Modell diese Leistungen erklärt, sieht sich ein Vertreter des Schachmodells berechtigt, seinen Fokus auf jene Bereiche oder Gelegenheiten zu verengen, in denen Sprachregeln tatsächlich stabil und uniform zum Einsatz kommen. Abweichende Verwendungen von Sprachregeln sind, mit diesem Fokus betrachtet, schlicht „not theoretically essential to linguistic communication“ (Searle 1969: 20). Das Ziel der Theorie liegt nicht in einer vollständigen und dichten Wiedergabe realer Prozesse zwischen Sprechern und Hörern. Eine solche Beschreibung liefe Chomsky zufolge ohnehin nicht auf eine Theorie hinaus, sondern auf eine Art „study of everything“ (Chomsky 1992: 120). Vertretern des Schachmodells ist zumeist bewusst, dass ihr Modell sich „starken Idealisierungen“ verdankt (Habermas 1988d: 441). Den makellosen und seriösen „ideal speaker-listener“ in einer „completely homogeneous speech-community“ (Chomsky 1965: 3; Chomsky 1980: 24) gibt es eingestandenermaßen ebenso wenig wie die streng und allseits exakt gleich geltenden Regeln, die seine Sprachgemeinschaft ausmachen.

Allerdings deckt das Modell mit jener Flexibilität, die sich im Rahmen fester Sprachregeln entfaltet, nur einen kleinen Teil der Fülle und Dynamik eines sozialen Zusammenhangs ab. Unabsehbar weite Bereiche individueller und interaktiver Phänomene stellt das Modell zwar frei, erfasst sie aber nicht. Zumal von der hier gestellten Forschungsfrage her ist das eine bedenkliche Leerstelle. Solchen Bedenken kann man zunächst abermals entgegenhalten, dass das Schachmodell einerseits – als Modell – der Vereinfachung dient und andererseits seinem theoretischen Ziel: zu erklären, wie sich Individuen, Interaktion und gemeinsame Welt koordinieren. Und das geht, so die These, nur mit genau diesen Idealisierungen. Nur unter den „Standardbedingungen“ (Habermas 1988d: 400), die das Modell schildert, bietet Sprache demnach das Forum für einen Austausch, der öffentliche Verständigung

stiftet. Denn Züge im Rahmen der Regeln eines solchen Sprachspiels hängen in ihrem Sinn und ihrer Funktion nicht wieder von individuellen Interpretationen ab, sondern hier soll geradezu gelten: „Sprechhandlungen interpretieren sich selbst“ (Habermas 1988a: 65).

Wie immer bei einem Modell fragt sich: Ist die Idealisierung harmlos? Oder schneidet sie sich eine fiktive Wirklichkeit zurecht, um sie anschließend zu erklären, die aber nun einmal nicht unsere Wirklichkeit ist? – Man könnte das Schachmodell so verteidigen: Erstens beansprucht das Modell nicht notwendig, auch nicht dem Ideal nach, die ganze soziale Welt zu beschreiben oder auch nur das Ganze unseres sprachlichen Lebens. Vielmehr beschreibt es eine Art Skelett der Verständigung, um das herum sich die weicheren und beweglicheren Teile sozialer Zusammenhänge anlagern. Individuen etwa sind nicht dauernd miteinander koordiniert, aber wenn sie sich koordinieren wollen, zum Beispiel bei der Arbeit, können sie sich absprechen. Die gemeinsame Sprache liefert ihnen dann kleine, aber feste Kerne einer sicheren Koordination. Und wer dabei ironisch, indirekt oder bildlich redet, der hat zum mindesten an der Oberfläche direkt und buchstäblich etwas *gesagt*, worauf man ihn festlegen kann, auch wenn er damit vielleicht etwas anderes *meinte*.¹⁵ Wer sich falsch oder seltsam ausdrückt, den kann man mit Bezug auf die Regeln trotzdem verstehen, korrigieren oder notfalls aus der Sprachgemeinschaft ausschließen.

Diese Struktur von Skelett und Weichteilen mag für das Ganze eines sozialen Zusammenhangs vielleicht plausibel erscheinen, aber zieht sie nicht *innerhalb* des Sprachgebrauchs eine künstliche Grenze? – Diese Struktur, so die zweite und zentrale Erläuterung, entstammt auch hier nicht bloß einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise, sondern sie liegt im Gegenstand selbst. Ähnlich wie erst die Bildung von „Idealtypen“ (Weber 1980: §1) eine Forscherin auf *Abweichungen* von ihren Idealtypen aufmerksam macht, beruht auch die innere Ordnung des Sprachgebrauchs dem Modell zufolge darauf, dass erst die Regeln und das regelgemäße Verhalten Abweichungen als solche zu erkennen und zu interpretieren erlauben. Das jeweils Gemeinte muss vom Gesagten her erschlossen werden, das daher nicht nur die direkte, sondern auch eine indirekte Verständigung ermöglicht. Selbst die Täuschung oder Manipulation durch Sprache setzt voraus, dass wenigstens der Getäuschte sich nach den Regeln richtet. Gar noch das Urteil, eine Äußerung sei ‚unverständlich‘, setzt die Möglichkeit verständlicher Äußerungen voraus (Habermas 1988a: 72; 2001: 52). Der „parasitäre“ Sprachgebrauch, wie es die beunruhigende Metapher John Austins fasst, sitzt auf dem „normal use“ (Austin 1975: 22) auf und nährt sich von ihm. Nur vom „Normalfall der direkten Verständigung über sich selbst identifizierende Äußerungen in einer gemeinsamen Sprache“ her

15 Zum Unterschied von „Sagen“ und „Meinen“ Fußnote 17 unten.

kann der „parasitäre Status“ (Habermas 1988c: 114) anderer Sprachverwendungen wissenschaftlich oder auch im alltäglichen Sprechen und Hören selbst verstanden werden. Das Schachmodell bringt mit anderen Worten nicht lediglich beobachtete Regelmäßigkeiten im Verhalten der Sprachbenutzer in eine übersichtliche Form, sondern die im Modell konstruierten Regeln sollen Regeln rekonstruieren, denen Sprecher und Hörer *wirklich folgen* (Habermas 2001: 57-67).

Aber in welchem Sinn folgen die Sprachbenutzer den Regeln, wenn es doch zu Ausnahmen kommt? – Hier werden zwei verschiedene Antworten gegeben. Erstens soll den Regeln von sich aus eine normative Kraft zukommen. Denn die ‚Parasiten‘ sind geradezu gesundheitsschädlich: Von schiefen, übertragenen oder spielerischen Äußerungen geht immer die Gefahr aus, dass die individuellen Interpretationen auseinandergehen. Nur regelgemäßes Sprechen garantiert Verständigung, durch die inhaltliche Auseinandersetzungen erst möglich werden. Das „überall lauernde Dissensrisiko“ (Habermas 1988a: 85) macht den regelwidrigen Sprachgebrauch zum Missbrauch, den man weitgehend zu vermeiden sucht und von dem man auch andere durch Korrekturen abhält, jedenfalls solange man sich vernünftig verhält. Wir bleiben normativ und praktisch an den Regeln orientiert.

Aber selbst wenn Abweichungen von den Regeln weitgehend vermieden werden und nur am Rande auftreten: wie gehen wir im Alltag mit den Abweichungen um und mit Menschen, die sich nicht an die Regeln halten? Und in welchem Sinn glauben wir im Alltag, dass wir gemeinsame Regeln auf gleiche Weise verwenden, wenn doch die ‚Regel‘ ein ideales Konstrukt ist? – Hier kommt die zweite Antwort zum Tragen. Die Regeln gelten „präsumtiv“ (Habermas 2001: 12, 41): Wir gehen einfach davon aus, dass alle sich in gleicher Weise an die Regeln halten, tun dies aber „nur *bis auf weiteres*“ (ebd.: 32). Die „kontrafaktische Unterstellung“ ist „für den verständigungsorientierten Sprachgebrauch unvermeidlich“ (ebd.: 52f.), aber im konkreten Fall kann sie vorübergehend eingeschränkt werden, falls die Umstände gegen sie sprechen. Allgemeiner: Damit Verständigung überhaupt möglich wird, bedarf es im sprachlichen Alltag selbst einer „vorläufigen Abstraktion von Abweichungen, individuellen Unterschieden und einschränkenden Kontexten“ (ebd.: 33). Anders formuliert: „We assume that the next person is like us in relevant respects, unless we have evidence to the contrary“ (Chomsky 1980: 21).¹⁶ Die Figur

16 Wohl unwissentlich gibt Chomsky, der hier ausnahmsweise Donald Davidson beipflichtet, fast wörtlich Teile von Alfred Schütz’ „Generalthesis der reziproken Perspektiven“ wieder (vgl. z. B. Schütz 1962c: 12). Chomsky plädiert an dieser Stelle wohlgerne nicht für ein Schachmodell, sondern hält das Phänomen für weitgehend ungeklärt (Chomsky 1980: 12). Auch Habermas verweist mit seinen Formulierungen auf Schütz, den er in diesem Text (Habermas 2001) jedoch nicht zitiert, möglicherweise wegen seines schwankenden Verhältnisses zu Schütz speziell in diesem Punkt (dazu Fußnote 89).

Sinn und Relevanz

Individuum, Interaktion und gemeinsame Welt als

Dimensionen eines sozialen Zusammenhangs

Straßheim, J.

2015, X, 366 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-06568-3